

einziehbare Leiter hinunter. Er wurde je nach Fracht von zwei oder vier Pferden, Maultieren oder großen französischen Eseln gezogen. Die Templer hatten vier Pferde vor jeden Wagen gespannt.

Der Zug der Wagen und Reiter bewegte sich langsam Richtung Paris. Sie hatten es nicht eilig. Ein Fußgänger war nicht viel langsamer und so dauerte es einige Tage, bis sie die Häuser der Stadt an der Seine sahen und den Temple erreichten. Aber die Reise verlief ohne Vorkommnisse, die auch keiner besonderen Erwähnung bedurften. In den Pausen unterrichtete Guido de Voisius den neuen Templernwärter in den Dingen, die ein Tempelritter unbedingt wissen musste, um vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft zu werden. Und immer wieder die Frage, ob er sich das auch wirklich antun wolle. Und genauso oft nickte Jan zustimmend.

Gelegentlich sah Jan, wie der Aachener Badersohn dem einen oder anderen Gefährten bei Verletzungen half. Verwundert fragte er den Sergeanten auf flämisch, was dieser offenbar fließend beherrschte.

„Sag, Bruder Johann, wo habt Ihr die Kunst eines Medikus gelernt? Oder seid Ihr als Medikus bei den Templern tätig?“ Der Aachener lachte.

„Nein, Ritter Jan, ich bin kein Medikus. Aber ich habe bei meinem Vater das Baderhandwerk gelernt und dabei auch einiges über die ärztliche Kunst erfahren. Und das ist genau das, was ich hier anwende, um so meinen Brüdern zu helfen. Da gehe ich auch dem richtigen Medikus zur Hand. Ihr wisst, Templer sind immer da, wo sie gebraucht werden und wo sie der Großmeister oder sein Vertreter hinstellt. Mich hat er gefragt, ob ich neben Kämpfen auch Heilen will, und ich habe das bestätigt. Also mache ich das, was ich darf und was anderen hilft. So einfach ist das bei den Templern.“

Jan saugte das neue Wissen in sich auf wie ein Schwamm. Gewiss, Templer waren ein Mönchsorden, aber ihre Art war weit entfernt von dem bigotten Gehabe der Priester, die er bisher kennengelernt hatte, und auch weit entfernt von dem furchtsamen Verhalten und dem Aberglauben der Menschen, wenn es um Glaubensfragen ging. Hier bei den Templern war niemand abergläubisch. Hier war er auf Menschen getroffen, die ein sehr genaues und realistisches Bild vom christlichen Leben und von politischen Entwicklungen hatten. Das ritterliche Gehabe und die Prunksucht der adeligen Ritter war ihnen fremd und blieb es auch. Die ritterlichen Tugenden hingegen wurden gepflegt. Jetzt wusste Jan, warum Gerald van Nieuwland nach seinem

Ritterschlag zum Orden gegangen war und warum er ihn zum Orden gelotst hatte.

In dem kleinen Ort Saint Jean de Greve, nur wenige Hundert Schritte nordöstlich von Paris angekommen, staunte der Weber aus Flandern über die Größe der Ordensanlage. Sie war etwas mehr als zweitausend mal zweitausend Schritte groß. Und von einer Mauer umgeben. Über die Mauer grüßten ein großer Bergfried und mehrere steinerne Gebäude. Auf einem kleinen Hügel standen vier Windmühlen und gegenüber von dem großen Tor konnte Jan in der Ferne die Seine glitzern sehen. Direkt hinter der Mauer befanden sich auf der ganzen Länge Felder und Gärten, in denen Gemüse und Getreide aller Art angebaut wurden. Um zum Bergfried zu gelangen, musste man durch die Kirche und durch das Ordenshaus. Neben dem Tor waren die Ställe für Pferde und daneben die mit Stroh gedeckten Fachwerkhäuser, in denen die Sergeanten und Knechte untergebracht waren. Da auf dem Gelände die Zunftfreiheit herrschte und Kirchenasyl gewährt wurde, lebten dort unterschiedlichste Bevölkerungsschichten.

Neben den Ordensbrüdern gab es Händler, die ihre Geschäfte machten, die unterschiedlichsten Gewerbetreibenden und es lebten hier Adelige und Bürger, die Schutz vor wem auch immer gesucht hatten. Kurz, ein buntes Völkchen trieb sich im Tempel umher. Sie durften auf dem Gelände überall hin, nur der Bergfried war verboten und von den Rittern und Knechten streng bewacht.

Johann hatte ihm anvertraut, dass der französische König Philipp der Schöne angeblich seinen Staatsschatz dort untergebracht hatte, als er sich nach verlorenem Krieg gegen die Engländer mit der murrenden Bevölkerung auseinandersetzen musste. Seinerzeit habe sich der König in Paris nicht mehr sicher gefühlt und sei mit seiner Frau Johanna von Navarra zu den Templern geflohen. Alles in allem war der Tempel eine Stadt für sich, in der weit über tausend Menschen lebten.

Anfangs musste Jan sich in dem weitläufigen Gebäude und Gelände erst einmal zurechtfinden. Johann hatte sich angeboten, nach getaner Arbeit ihm alles zu zeigen und ihn in die Gepflogenheiten einzuweihen. So hatten sie sich angefreundet. Ritter Guido hatte ihm gleich zu Anfang im Ordenshaus, dort, wo alle Ritter wohnten, eine kleine Zelle zugewiesen. Sie lag etwas abseits und war nicht leicht zu erreichen. Ein einfaches Strohlager, abgedeckt mit zwei

Schaffellen, war in dem kleinen Raum, eine mittelgroße Holzkiste für die wenigen Habseligkeiten, die er behalten durfte, eine Bank, auf der er knien und beten konnte und über der ein Holzkreuz hing. Ein Schemel zum Sitzen und ein schmaler Tisch vervollständigten das Inventar. Neben der Kniebank befand sich ein schmales Fenster und ermöglichte einen Blick in den weitläufigen Hof, auf dem Knechte die Pferde versorgten, die Waren gestapelt wurden und die täglichen Waffenübungen absolviert werden mussten. Vor allem an die täglichen Kirchenbesuche musste er sich gewöhnen, denn Jan war zwar getauft worden, aber so richtig intensiv hatte weder sein Vater noch er selbst die Kirche besucht und die Kleriker ernst genommen.

Es dauerte einige Zeit, aber dann fühlte er sich heimisch bei den Ordensrittern. Irgendwann hatte Ritter Guido ihn rufen lassen und ihm mitgeteilt, dass der Großmeister des Ordens, Ritter Jaques Molay, einen weiteren Wagenzug mit einem Teil des Vermögens des Ordens erwarte. Der Großmeister selber würde ihn in Kürze in den Orden aufnehmen und das Gelübde von ihm verlangen. Wenn er es sich überlegt habe und nicht bleiben wolle, dann könne er jetzt noch ohne Schwierigkeiten gehen. Niemand würde ihm Hindernisse in den Weg legen.

Jan hatte dem Seneschall erklärt, dass er sich um die Aufnahme in den Orden als Tempelritter bemühen werde, und Ritter Guido hatte ihm geantwortet, dass er diese Entscheidung dem Großmeister mitteilen werde.

Jan de Koninck hatte es inzwischen längst gelernt, was es bedeutete, Tempelritter zu sein: Gehorsam, Strenge, wenig Schlaf und Fleiß. Jeden Tag wurde er mit einigen anderen Rittern und Sergeanten vom Frater Antonius in der hohen Kunst des Schwertkampfes, des Zweikampfes zu Fuß und zu Pferd und im Schießen mit dem englischen Langbogen unterwiesen. Jeder trug nach einer Lehrstunde mindestens blaue Flecken, wenn nicht sogar kleine Wunden davon, die sofort vom Bruder Medikus versorgt wurden. Schnell fand er Gefallen am Schießen mit dem Langbogen und war bald seinem Lehrmeister ebenbürtig. Die Schnelligkeit, mit der es ihm gelang, 10 Pfeile hintereinander ins Ziel zu bringen, beeindruckte Frater Antonius sichtlich und auch der englische Ritter aus Aquitanien, der das Bogenschießen bei den Templern eingeführt hatte, sah den Bemühungen sehr aufmerksam zu. Eigentlich war das Bogenschießen etwas für Knechte und nichts für Ritter, die lieber mit Helm und Schwert kämpften, aber die Möglichkeiten des Bogens überzeugten den einen oder anderen.

Inzwischen war eine lange Wagenkarawane angekommen. Etliche Ritter und mehr als doppelt so viele Knechte und Sergeanten hatte sie zu ihrem Schutz im Gefolge. Die mussten alle versorgt werden und ihre Unterkunft bekommen und so war tagelang Unruhe im Ordenshaus. Im Garten hinter dem Wohnhaus des Großmeisters waren etliche Zelte aufgestellt worden, in denen Ritter schliefen. Und in den Häusern der weiteren Umgebung waren ebenfalls Ritter einquartiert worden.

Von der Balustrade seiner Wohnräume sah Jaques de Molay wie so häufig dem Treiben auf dem Innenhof nachdenklich zu. Er strich sich den langen weißen Bart, während er die jungen Ritter und Sergeanten beobachtete. Auf zwei der neuen Mitglieder des Ordens, den Flandern Jan und den Aachener Johann, achtete er besonders. Der Flandern vermochte brillant mit der Wurfaxt und dem englischen Langbogen umzugehen und der Aachener war ebenso gut mit dem Schwert und auch noch als Medikus zu verwenden. Er hatte offensichtlich hervorragende Kenntnisse und stand dem richtigen Medikus des Tempels im Wissen um nichts nach. Das hatte ihm sein Seneschall bereits erklärt und er hatte sich selbst davon überzeugen können.

Jaques de Molay erfüllte dreifache Pflichten. Das Amt des Großmeisters der Templer erforderte sowohl politischen und wirtschaftlichen Weitblick als auch die Fürsorge für seine Ordensleute und Gehorsam gegenüber dem Papst. Der erfahrene Kämpfer an der Spitze des mächtigsten Ordens des Okzidents war sich sehr wohl bewusst, dass es nicht gelingen konnte, die drei Aufgaben gleich gut zu bewältigen. Aber er versuchte es immer wieder. Die väterliche Fürsorge gegenüber seinen Rittern nahm er mit harter, aber gerechter Strenge wahr. Zu streng, murrten oft die Ritter, Sergeanten und Knechte.

Jan hatte seine Übungsstunde auf dem Hof der Ordensburg hinter sich gebracht, die Waffen an Frater Antonius übergeben und sich von Johann verabschiedet, der zu den Sergeantenhäusern ging. Als der Flander sich umdrehte, prallte er heftig mit einem anderen Ritteranwärter zusammen.

„He, nicht so ungestüm, Flander. Oder willst du mich auf diese Weise fordern?“ Mit wütendem Gesichtsausdruck stand ein etwa gleichaltriger junger Mann vor ihm. Der Kleidung nach war es ein französischer Adelige, der auch um Aufnahme in den Orden gebeten hatte.

„Warum sollte ich Euch fordern?“, fragte Jan verwundert und fuhr fort, „wir

sind Templer und die fordern sich nicht und Ihr habt mir nichts getan und ich Euch auch nicht. Dass wir jetzt zusammengestoßen sind, ist ein Versehen, für das ich mich entschuldige.“

„So nicht“, entgegnete der Franzose, „wiederhole laut deine Entschuldigung, damit sie jeder auf dem Hof hören kann, sonst schlage ich dich nieder. Du bist schließlich ein einfacher flämischer Emporkömmling, eigentlich ein Unfreier, ein Ministerialer und kannst keinen Stammbaum vorweisen. Mein Onkel ist Großkomtur und einer der Vertreter des Großmeisters.“

Die Miene von Jan verdüsterte sich. Er blickte sich nach Frater Antonius und nach Johann um, aber von beiden war keine Spur zu sehen. Dafür waren einige andere Ritter neugierig stehen geblieben.

„Eure Abstammung ist mir egal. Ich weiß nicht, warum Ihr aus einer kleinen Unachtsamkeit unter Brüdern einen solchen Aufstand macht. Ich habe mich entschuldigt und damit lasst es auch gut sein.“ Jan versuchte sich an seinem Gegenüber vorbeizudrücken, um in seine Kammer zu gelangen. Aber das war nicht so einfach, wie er sich das gedacht hatte. Der Franzose verstellte ihm erneut den Weg.

„Damit Ihr wisst, mit wem Ihr es zu tun habt: Ich bin Geoffroy de Charny, Sohn des Grafen Richard de Charny aus der Champagne, und wer seid Ihr?“

„Ich bin Jan de Koninck, Sohn eines Webers aus Flandern, und wenn ich mich richtig erinnere, konnte Euer Vater vom Schlachtfeld in Kortrijk fliehen und ließ die Ritter des Königs im Stich, um sein Leben zu retten. Oder irre ich mich?“, antwortete der Flander so laut, dass die Umstehenden es vernehmen konnten. Das Gesicht des Franzosen nahm die Farbe einer reifen Tomate an.

„Für diese Beleidigung werdet Ihr mir büßen“, keuchte der Champagner, „so etwas lasse ich mir von einem hergelaufenen Weber nicht vorwerfen. Er zog ein langes Messer aus dem Gürtel und drang auf Jan de Koninck ein. Der wich geschickt aus und ließ den vor Ärger Unachtsamen ins Leere laufen.“

„Hier bin ich, Bruder Geoffroy“, stichelte Jan aus dem Rücken des Angreifers. Der drehte sich blitzschnell um und stach in die Richtung, aus der er die Stimme hatte kommen hören. Dort stand aber niemand mehr. Jan hatte keine eigene Waffe, deshalb tänzelte er seinen Angreifer elegant aus. Aber ganz so tölpelhaft war der auch nicht. Seine schäumende Wut hatte sich während des Kampfes etwas abgekühlt. Umso bedachter führte er die Auseinandersetzung weiter. Der Mann aus der Champagne war ein guter Kämpfer, das merkte der Flander sehr schnell. Immer mehr Ritter und Sergeanten waren stehen